

## Ingeborg Bachmann: ‚Sieben Jahre später‘ – die Kraft der Konnotation

Otto Holzapfel, Freiburg

Öz

### *Ingeborg Bachmann: ‚Sieben Jahre später‘ – Yan Anlamın Gücü*

İngeborg Bachmann (1926-1973) en önemli Alman şairlerdendir. Seçilen şiir “Sieben Jahre später” [yedi yıl sonra] (1953) dili ve vezni bakımından dikkat çekici ölçüde doğaldır. “Açık üslubu”yla şiir giriş dersi için çok uygundur. Çok güçlü yan anlamlardan beslenmektedir: Çağrışımlı fikir bağlantıları bizi hayalimizde şairin ardından (sadece “tipik bir Avusturya problemi” olarak değilse de) Nazi ideolojisinden kendini pek az kurtarabilmiş olan memleketi Klagenfurt’a sürüklemektedir.

Buna karşılık “romantik özlem” ve klasik Goethe hatırası hemen hiç söz konusu olmuyor. Yazarın (aynı şekilde ortak düşündüğü) çağrısı çaresizlikten doğuyor. – Böyle bir metin için bilimsel yorum sanatının zahmetine girmeye de gerek yok. Bazen şiirdeki ve açıklamadaki yalın sözler daha çok şey anlatıyor. Şair kendisini toplumsal gerçeklikte bir şeyler “değiştirecek güç” olarak görmektedir. Bu 2013 yılında da güncelliğini korumaktadır.

**Anahtar Sözcükler:** Bachmann, şiir, yan anlam, anı, özlem.

**Abstract**

### *Ingeborg Bachmann: ‚Sieben Jahre später‘ – The Power of Connotation*

Ingeborg Bachmann (1926-1973) is among the most important German poets. The poem chosen „Seven years later“ (1953) is extraordinary natural with its language and prosodic features. Its „open style“ makes it appropriate to „Introduction into poetry“ courses. It has powerful connotations. The connotations made carry us to Klagenfurt that could not save itself from the Nazi ideology (typical Austrian problem).

Therefore there is no place for “romantic homesickness” and remembrance to Goethe. The call of the poet is out of despair (likewise uniform thinking). There is no need for such a poetry to be scientifically analyzed as the meaning is clear from the text. The clarity of the words tell us more. The poet considers himself as a “power of change” in the social reality. This is still valid in 2013.

**Keywords:** Bachmann, poetry, connotation, remembrance, homesickness.

Sieben Jahre später  
fällt es dir wieder ein,  
am Brunnen vor dem Tore,  
blick nicht zu tief hinein,  
die Augen gehen dir über.

Sieben Jahre später  
in einem Totenhaus  
trinken die Henker von gestern  
den goldenen Becher aus.  
Die Augen täten dir sinken.

Die kurze Lyrik der österreichischen Dichterin Ingeborg Bachmann, geboren 1926 in Klagenfurt, gestorben 1973 in Rom, kommt auffallend ungekünstelt daher. Die Verfasserin gilt als eine der bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen und Prosaschriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts, und doch begrenzt sie hier bewusst ihren „poetischen Aufwand“. Gerade das macht wohl die Stärke des kleinen Textes aus. Die beiden dreihebigen Fünfzeiler setzen klingende Endreime in die Zeilen 2 und 4; beide Strophenanfänge wiederholen den Wortlaut der ersten Zeile, und sie variieren den der fünften Zeile. Diese zwei Strophen stehen sich wie „Frage“ und „Antwort“ gegenüber. Worüber das angesprochene „Du“ sich in der ersten Strophe noch verwundert, «die Augen gehen dir über», darüber muss es (der Leser und der gedachte Dialogpartner der Dichterin) sich am Ende des Gedichts offenbar schämen: du lässt die Augen «sinken».

Zum Hintergrund des Textes, der in Bachmanns erster Gedichtsammlung „Die gestundete Zeit“ 1953 erschien (als Teil des längeren Textes „Früher Mittag“), kann man erläutern, dass Ingeborg Bachmann als Kind den Einmarsch der Nazis in ihre Heimatstadt Klagenfurt 1938 als tödliche Bedrohung erlebt hat. Als sie 1945 das Abitur machte, waren die „sieben Jahre“ nationalsozialistischer Herrschaft zwar beendet, aber die lokalen Verantwortlichen wurden nicht zur Rechenschaft gezogen. Bachmann „flüchtet“ aus der Enge „der Stadt im Tal“ zum Studium der Philosophie in die große Welt nach Wien. «Sieben Jahre später» kehrt sie nach Klagenfurt zurück. Sie erlebt, dass sich nichts verändert hat, dass die bösen politischen Kräfte von gestern weiterhin lebendig sind, und dafür «schämt» sie sich.

Das einfach gebaute und sprachlich durchsichtige Gedicht lebt neben der klaren Aussage, die nichts verschweigt oder verdunkelt, auch von drei kräftigen Konnotationen, von assoziativen Begleitvorstellungen, also im Leser ausgelösten Gedankenverbindungen, die ebenfalls jedem literarisch einigermaßen Gebildeten klar und verständlich sind. In dieser „Einfachheit“ insgesamt liegt m.E. die große Stärke dieses Gedichts. Entsprechend sind auch die drei angesprochenen Gedankenverweise nicht versteckt, sondern offensichtlich. Die eine, von der wir hier nicht weiter zu sprechen brauchen, bezieht sich auf die „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“, einer Prosa von Dostojewski (1860), in der er aus eigener Erfahrung Szenen aus einem sibirischen Gefängnislager festhält. Was Bachmann «sieben Jahre» nach Kriegsende und dem Ende der Nazi-Herrschaft in Klagenfurt erlebt, empfindet sie als kriminelle Welt, in der «die Henker von gestern», die Nazis, unangefochten im Wohlstand leben, aus dem «goldenen Becher» trinken.

Abgesehen von der Zahl «sieben», der man zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Märchen eine magische Funktion unterstellen kann, nämlich als Bild für eine bestimmte, subjektiv als lang empfundene Zeitspanne – sieben Jahre dauerte die Nazi-Herrschaft, auch sieben Jahre später ist sie offenbar unverändert lebendig, und gerade deshalb erlebt die Dichterin ihre Heimatstadt als «Totenhaus» – abgesehen von dieser

magischen Zahl, stößt die erste Strophe eine starke Gedankenverbindung an: «am Brunnen vor dem Tore».

„Am Brunnen vor dem Tore da steht ein Lindenbaum...“ ist ein Gedicht von Wilhelm Müller (1794-1827). Es entstand 1821/22 und wurde zuerst 1823 gedruckt. Der Komponist Franz Schubert (1797-1828) hat dazu 1827 (gedruckt 1828, Opus 89 „Winterreise“, Nr.5) eine klassisch gewordene Melodie geschrieben. Text und Melodie sind ein mit dieser Bezeichnung auch im Englischen und im Französischen als typisch geltendes Beispiel des „Liedes“, „German Lied“ / „le Lied“, nämlich des durchkomponierten Kunstliedes, als dessen prominenter Vertreter Schubert gilt. Mit der von Friedrich Silcher bearbeiteten Melodie ist es für viele der Inbegriff eines populären Liedes. Der Text signalisiert romantische Sehnsucht:

Am Brunnen vor dem Tore  
da steht ein Lindenbaum.  
Ich träumt in seinem Schatten  
so manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde  
so manches liebe Wort,  
es zog in Freud und Leide  
zu ihm mich immer fort. [...]

Gerade dieses Gefühl ist Bachmann verdächtig; man soll in den «Brunnen» «nicht zu tief hinein»-blicken, sonst gehen einem «die Augen... über». Die scheinbare Idylle der Stadt Klagenfurt, von anderen als Tourismusziel geschätzt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass dort noch 1952 (nach Meinung von Ingeborg Bachmann) Nazis lauern.

Es folgt in der zweiten Strophe neben dem Verweis auf das «Totenhaus» die andere starke Konnotation, die sich über drei Zeilen hinzieht: «(die Henker von gestern) trinken den goldenen Becher aus. Die Augen täten (dir) sinken.» Hier werden wir auf Johann Wolfgang von Goethes (1749-1832) Kunstballade „Es war ein König in Thule, gar treu bis an sein Grab...“ verwiesen, die bereits in Goethes „Urfaust“, um 1773/75, eingebaut ist. Sie gehört zu den eindrucksvollsten Kunstballaden überhaupt. Mit dem Entstehungsjahr 1774 entstand der Text in der Frühzeit der Volksliedbegeisterung des jungen Goethe, die wir mit seiner ersten Niederschrift einiger Volksballaden im Elsass im Jahre 1771 beginnen sehen. Goethes Lied ist heute in über fünfzig Vertonungen bekannt. Eine Melodie von Zelter, einem Zeitgenossen Goethes, an Kirchentönen angelehnt, fand große Verbreitung. Hierin spiegeln sich Einfachheit des Textes und Einfachheit einer Volksliedmelodie; es ist diese „volksliedhafte“ Schlichtheit, die wir bei Bachmann als bestimmendes Erbe wieder erkennen.

Seinen charakteristischen Platz behält „Es war ein König in Thule“ als wirkungsvolle Aussage Gretchens im „Faust“. Dort gibt der Text dieser bedrückenden Szene, als Gretchen zum ersten Mal von Mephisto hintergangen und getäuscht wird, eine großartige Stimmung von dramatischer und unerklärbarer Tragik. Das hatte Goethe drei Jahre zuvor aus dem Ton der elsässischen Volksballaden herausgehört, und dieses ahmte er bewusst nach.

Es war ein König in Thule  
gar treu bis an das Grab,  
dem sterbend seine Buhle  
einen *goldnen Becher* gab.

Es ging ihm nichts darüber,  
er leert‘ ihn jeden Schmaus;  
*die Augen gingen ihm über,*  
sooft er trank daraus. [...]

Schließlich wirft der König den Becher ins Meer. So wie das Glück endlich ist und jäh abgebrochen werden kann, so soll keiner mehr aus diesem Becher seines Glücks trinken. Mit dem Sturz des Bechers ins Meer – das Meer, das der Becher im Sinken selbst «trinkt» - wird dem König die Brüchigkeit seines Glücks bewusst. Er besinnt sich, schämt sich vielleicht und „trinkt keinen Tropfen mehr“.

Er sah ihn sinken und trinken  
und stürzen tief ins Meer;  
*die Augen täten ihm sinken,*  
trank keinen Tropfen mehr.

Balladen, Volksballaden und oft auch Kunstballaden, sind in der Regel „böse“ Geschichten, die unerklärlich tragisch enden. Auch Ingeborg Bachmann kann für das offenbar unangefochtene Weiterleben nationalsozialistischer Gesinnung in ihrer Heimatstadt keine Erklärung finden; ihre Scham darüber ist hilflos. Aus dieser Hilflosigkeit erwächst der (ungesagte, aber ebenfalls konnotativ mitgedachte) Aufruf der Dichterin, endlich dagegen etwas zu tun. Auch deswegen spricht sie in ihrem Gedicht ein „Du“ an.

Man braucht, um solche Gedichte zu verstehen und für andere verstehbar zu machen, nicht das gesamte Vokabular wissenschaftlicher Interpretation und analytischen Denkens zu aktivieren. Manchmal sagen einfache Worte mehr: wie im Gedicht so auch in der Erläuterung dazu. Als zusätzliche Information ist es hilfreich (aber nicht notwendig) zu wissen, dass Ingeborg Bachmann in ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1959/60 u.a. ausführt, dass ihre Lyrik, die Literatur, die sie verfasst, „sich zum Leben bekennt“. Die „persönliche Erfahrung“ bilden Hintergrund und Quelle der Dichtung. Aus einer moralischen Verantwortung heraus versteht die Dichterin ihr Schaffen als „verändernde Kraft“ in der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit. Hier geht es nicht um „neue, innovative Denkfiguren“. „Was Bachmann ihrem Publikum mitzuteilen weiß, steht auf dem festen Boden der Tradition“ (so Stefanie Golisch in ihrem anregenden Büchlein „Ingeborg Bachmann“, Wiesbaden o.J., aus dem auch das Gedicht selbst stammt). Das obige Gedicht ist ein guter Beleg dafür.

## **Literatur**

Golisch, Stefanie (o.J.): *Ingeborg Bachmann*, Wiesbaden.

Bachmann, Ingeborg: *Die gestundete Zeit*, 1953. (= Deutsche Verlags-Anstalt)